

Abend-



Zeitung.

Sieben und zwanzigster Jahrgang.

78.

Sonnabend, am 30. December 1843.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Sylvester-Monolog.

Der Zeiger rückt, den rollenden Gewichten  
Gehorcht der Glocke mitternächt'ger Schlag,  
Und langsam Abschied nimmt die letzte Stunde.  
Ihr Klang verschwindet ferne, wie Gebet  
Hinzitternd durch die feierliche Stille;  
Verstummend sinkt sie in's verschwieg'ne Grab,  
Und unter dieser Schatten Weh'n und Schwanken  
Bin ich allein mit wachenden Gedanken.

Die Erde ruht in ihres Himmels Schooße  
Sanft athmend wie ein eingewiegt's Kind,  
Die Mutter Nacht zu ihren Häupten breitet  
Den sterngestickten leichten Schleier aus;  
Sie hütet still des Lieblings süßen Schlummer  
Und nur die Stirn umsäumt ein holder Traum,  
Den auf geheimnißvollen Geisterschwingen  
Die leise schwebenden Gestirne bringen.

Was träumest du? — Ein rosiges Gespieler,  
Der Hoffnung wunderbarer Genius,  
Entführt dich lächelnd in die Zauberhöhen  
Der lang ersehnten, glücklicheren Welt!

Du trinkst berauscht der Freiheit reine Lüfte,  
 Geblendet schwimmst du in dem Meer des Lichts  
 Und spielend pflückst du aus dem gold'nen Lenze  
 Der Liebe Strauß, des Ruhmes Lorbeerkränze.

Du horchst entzückt der Wahrheit Harmonien,  
 Dich lockt des Friedens milder Harfenklang,  
 Und von der Tugend Rosenglanze strahlend  
 Umarme dich die Schönheit und das Glück.  
 In deinen Locken spielt der Unschuld Krone,  
 Um deine Glieder wallt Unsterblichkeit,  
 Und unter paradiesischem Verklären  
 Schwebst du als Sonne in der Schwestern Sphären.

D schlumm're fort, in süßen Wahn gebettet!  
 Noch wehrt die Nacht, die treue Wächterin,  
 Von deiner Wiege die gescheuchten Sorgen  
 Und schirmt der Ahnung leichte Märchenwelt.  
 Bald wird der Morgen aus den Tiefen rollen,  
 Und seiner Rosse Wiehern weckt dich auf,  
 Die Träume flieh'n, die Wunder welken nieder,  
 Und deinen Himmel birgt das Reich der Lieder.

### Spanische Rache.

(Erinnerung aus dem spanischen Kriege 1809.)

Marietta, die Tochter des alten Fischers Philippo, war so schön, wie es eine Spanierin von sechszehn Jahren nur sein kann. Sie hatte große, schwarze Augen, die Feuer sprühten, lange Haarflechten, die auf die runden, weißen Schultern fielen, und eine so zierliche, biegsame Taille, daß man sich fast fürchtete, sie mit einem liebenden Arme zu umfassen. — Marietta hatte geschworen, Pietro, dem Jäger, anzugehören, und Pietro, ein junger Spanier, mit der Berachtung auf den Lippen und der Hand am Dolche, war ihrer Liebe werth; er hatte seine alte Mutter erhalten, er half oft dem alten Philippo die Reme auswerfen und das Boot rudern und er war der geschickteste Jäger in ganz Aragonien. Keiner klomm mit solcher Kühnheit und Gewandtheit über die steilen Felsen, keiner tanzte den Bolero mit solcher Anmuth und keiner ertrug ungeduldiger eine Beleidigung; Blut, nur Blut konnte einen Schimpf von ihm waschen. Zehn Meilen in der Runde sprach man deshalb von Pietro, dem Jäger. — Marietta war damals sechszehn Jahre, Pietro

zweiundzwanzig, und dem alten Fischer versagten oft die Kräfte, daß er weder Reme stellen, noch die Barke rudern konnte. „Mein Sohn“ — sagte er deshalb eines Tages zu Pietro — „Marietta ist Dein, Deine Frau! Du wirst sie glücklich machen, nicht wahr Pietro?“ Und während eine große Thräne über seine eingefallenen Wangen rollte, faßte er Pietro's Hand und die jungen Leute wechselten einen Blick, in dem sich ihr ganzes Glück spiegelte.

„In acht Tagen die Verlobung!“ — setzte Philippo hinzu. — „In acht Tagen!“ — wiederholten die Liebenden, als wollten sie sagen, sie hätten diesen Tag der Verlobung schon längst erwartet und acht Tage sei eine gar lange Zeit.

Endlich kam der Vorabend des ersetzten Tages. „Morgen!“ — sagte Marietta lächelnd. „Morgen!...“ — wiederholte Pietro und schloß der Geliebten mit einem langen Kusse den Mund. „Morgen!!“

Es war im Jahre 1809; wir standen bereits zwei Jahre in Spanien und Gott weiß es, was sie uns gekostet haben. Saragossa, deren Belagerung mit Blut in das Buch der Geschichte geschrieben werden wird, war eben genommen. Der Widerstand der Belagerten hatte unsere Rei-

hen gelichtet und unsere Soldaten so aufgebracht, daß sie nur mit Feuer im Blicke und der Hand am Säbel ein spanisches Gesicht sehen konnten.

Die Trümmer einer Compagnie Voltigeurs waren in das Dörfchen beordert worden, wo die Verlobung Pietro's und Marietta's gefeiert werden sollte.

Nach dem Abschiede von der Geliebten eilte Pietro zu Pedrillo, dem Musiker des Dorfes, welcher zu gleicher Zeit Chirurg und Wirth war. Als er bei ihm eintrat, fand er ungefähr zwanzig von jenen französischen Voltigeurs, welche einen, mit herrlichem spanischen Weine gefüllten Schlauch herumgehen ließen, aber trotz diesem angenehmen und im Felde so seltenen Zeitvertreibe nicht lustig waren wie gewöhnlich, nicht witzelten und keine Lieder sangen, welche sonst die Strapazen des Krieges vergessen lassen. Der Schlauch wanderte in der Reihe herum, ohne die kummerbedeckte Stirn der Krieger zu erheitern. Hatte sich doch kaum ein Drittel ihrer Compagnie wieder zusammengefunden.

Aber was kümmerte sich Pietro um Saragossa, um die Asche derselben und die Leichenhaufen darin? Was kümmerten den Verlobten Marietta's der Gram und das Schweigen der fremden Soldaten? Marietta hatte ja gesagt: „Morgen!“ Und sollte er nicht morgen, wenn die Sonne hinter dem Gebirge untergegangen, das Herz der Geliebten an seinem Herzen klopfen fühlen?

„Holla!“ — sagte er also — „guten Tag, alter Pedrillo! Auf! Du bist bei uns — denn Du weißt doch, daß ich morgen die schöne Marietta heirathe!“ Und sein freudestrahlendes Gesicht, sein Lächeln stach grell von den traurigen Gesichtern der Soldaten ab.

„Heirathe den Teufel oder seine Großmutter, wenn Du Lust hast, Signor Caballero“ — entgegnete einer der französischen Murrköpfe — „hier haben wir mit Dir und Deiner Marietta nichts zu thun, noch weniger können wir Dein Feiertagsgesicht brauchen.“ — „Willst Du vielleicht hier zählen, wieviel von uns Eure spanischen Kugeln in Saragossa verschont haben?“ — setzte ein Anderer hinzu, der seinen Bruder an seiner Seite hatte fallen sehen.

— „Bei der Seele Deiner Mutter, Du hast

eine schlechte Zeit gewählt, um von Gesang und Tanz hier zu reden“ — fuhr der Erste fort — „Du müßtest denn Dein Grablied anstimmen wollen.“

Und die düsteren Augen des alten Kriegers begegneten den flammenden Blicken Pietro's, der, wie gesagt, keine Beleidigung ertragen konnte.

„Ich weiß nicht, Herr Franzose, wer von uns Beiden die größte Lust hat, sein Grablied anzustimmen, wie Du sagst“ — und das hochroth erglühende Gesicht, die funkelnden Augen Pietro's ließen einen schrecklichen Auftritt erwarten. „Kommen Dir die spanischen Kugeln zu unverdaulich vor, so hättest Du in Frankreich bleiben sollen; bis dahin reichen unsere Büchsen nicht. Glaubst Du, die Söhne Spaniens haben weder Herz noch Arm? Geh — nicht blos unsere Kugeln sind zu fürchten.“

Schon befand sich der Säbel des alten Soldaten außerhalb der Scheide und zwanzig andere wurden unruhig darinnen.

„Für Dich also, Herr Franzose“ — rief Pietro mit schrecklicher Stimme und ein Schrei des Entsetzens folgte.

Der alte Soldat war von einem von fester Hand geführten Stilet ins Herz getroffen.

„Rache!“ — stammelte der Krieger im Berscheiden — „Rache, Kameraden!“ und im nächsten Augenblicke sauste eine Kugel durch Pietro's Kopf, der aufrecht dastand, als fürchte er den Tod nicht.

„Marietta! Marietta!“ murmelte er, und Alles war vorüber.

Lange bereits war am andern Morgen die Sonne über dem Gebirge erschienen und noch wartete Marietta immer auf Pietro. Endlich sah sie Pedrillo traurig daherkommen und sie las seine Botschaft schon in den Zügen.

„Und Pietro? hast Du Pietro gesehen?“ — rief sie ihm entgegen.

„Pietro! wer spricht von Pietro? Da unten liegt er in seiner Hütte; der Tod hat ihn Dir entführt.“

Marietta eilte in die Hütte und alle Hochzeitsgäste folgten.

Sie umfaßte den Leichnam mit herzerreißender Liebe, und bedeckte ihn mit Küßen, dann sprang sie plötzlich auf, rief in seltsamem Tone,

der die Anwesenden durchschauerte: „Morgen das Begräbniß!“ und verschwand unter den Felsen.

Am andern Morgen war der Leichnam Pietro's in die Kapelle des Dörfchens gebracht worden, und der Priester stimmte die Todtenhymne an, als ein Mädchen in verwirrten Kleidern, mit verstörtem Gesicht durch die Versammlung bis an den Sarg Pietro's drang.

„Ich will auch Theil an Eurem Feste nehmen“ — sagte sie, und ein höllisches Lächeln glänzte auf ihren Lippen. — „Ich bringe auch mein Hochzeitsgeschenk, da — siehe, es ist ein schönes Geschenk!..“

Und sie ließ einen blutigen Menschenkopf auf den Marmor der Kapelle hinfallen.

Pietro war gerächt!

F. Tr.

## Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin im November.

Ein Sommernachtstraum von Shakspeare.

(Schluß.)

Die Damen Marx und Grünbaum führten die Gesänge genügend aus; es wäre indes dem Totaleindrucke günstiger gewesen, wenn die singenden Damen hinter der Scene geblieben wären, weil ihre Größe und ausgebildete Gestalt nicht so recht zu den kleinen Elfenkinderchen passen wollte. —

Das Publikum nahm die Vorstellung im Ganzen recht günstig auf, indessen kann man nicht in Abrede stellen, daß ein solches Stück nicht so recht zum Geschmacke des größern Publikums paßt; indessen haben wir auch bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt, daß wir Deutsche weit eher den großen Briten zu würdigen wissen, als seine Landsleute, indem eine spätere Inszenefezung des „Sommernachtstraumes“, wenn wir nicht irren, durch Garrick, das englische Publikum kalt ließ und nur noch eine Wiederholung erlebte, während sich bei uns die Vorstellungen drängen und stets ein volles Haus machen. Wir sind auch gewiß glücklicher mit dem „Sommernachtstraum“ schon deshalb gewesen, weil Mendelssohns herrliche Musik und Dickens geistreiche Bearbeitung dem Ganzen eine so liebliche Frische und reizende Neuheit zu geben vermochte. Sprechen wir hier noch den Wunsch aus, daß die Intendanz, aufgemuntert durch den für die Casse gewiß glänzenden Erfolg, nichts

verabsäumen möge; den herrlichen „Sturm“ uns in ähnlicher Weise vorzuführen. Für einen noch bedeutenderen Erfolg glauben wir bürgen zu können. —

Wenn wir die Inszenefezung des „Sommernachtstraumes“ in mancher Hinsicht loben müssen, so können wir nicht umhin, das Herausbeschwören der antiken Tragödie, namentlich wenn es so wie hier geschieht, zu tadeln. Dieses Gemisch von Operdrama widerspricht durchaus den Begriffen des antiken Schauspiels. Wir bringen unsere moderne Musik hinein, um uns zu entschädigen für das viele Fremdartige, welches die Tragödien Griechenlands für uns enthalten. Dazu kommt, daß uns die Idee des Dichters nicht klar ist. Die Griechen verstanden es wohl, was die Figur der Medea bedeuten wolle; wir können es aber nicht mehr enträthseln, was der Dichter mit einem Weibe auszudrücken beabsichtigt habe, das alle Gesetze der Natur mit Füßen tritt, um ihrer Rache zu genügen; welche sittliche Idee ihn dazu gebracht haben könne, ein solches Weib noch triumphirend davoneilen zu lassen. Unsere Moral faßt das nicht mehr; die Begriffe unserer Zeit vertragen den Maßstab antiker Verhältnisse nicht. Das Publikum interessiert sich auch nicht für das griechische Trauerspiel; bei der zweiten Aufführung der Medea war das Haus nicht besetzt. Gespielt wurde so, wie es die Kräfte unserer Bühne erlauben; leider reichen die nicht so sehr weit. — Frau Krelinger gab die Medea so gut, wie sie überhaupt in unserer Zeit gegeben werden kann. Ihre vollendete Declamation, das schöne Organ, die imposante Figur, alles dies mit geistvollem Verständniß der Rolle verbunden, konnte nichts Mangelhaftes hervorbringen; man wurde erfaßt, zuweilen erschüttert, und doch fehlte Etwas. Dies Etwas können wir nicht deutlich angeben; die Figur der Medea ist zu großartig gräßlich, als daß ein modernes Weib sie klar zur Anschauung zu bringen vermöchte. Herr Rott, Jason, war ebenso geziert und kokett, wie gewöhnlich. Dieser Schauspieler verschlechtert sich immermehr. Die übrigen Personen sind Nebenrollen, sie waren indes hinreichend besetzt. Lobend erwähnt zu werden verdient noch Frau Werner, welche als Chorführerin gut sprach und sehr schön aussah. Die Musik ist von Taubert. Herr Taubert ist ein sehr guter Klavierspieler, aber ein sehr mittelmäßiger Componist. Sein Nachwerk ist trivial und entstellt die Dichtung. — Neues bringt das Repertoire wenig. Einige Uebersetzungen aus dem Französischen noch; wie das leider überall der Fall. Daß man nicht bedenkt, wie bei dem Vorziehen von Uebersetzungen die deutsche Dichtkunst ohne Anregung bleibt! Uebersetzungen und nichts als Uebersetzungen! Das „Fräulein von St. Cyr“ ist ein gewöhnliches französisches Product. Der Ruf des Stückes rührt unteugbar von dem bekannten Federkriege des Verfassers mit dem fetten Pariser Feuilletonisten her. So kann man sagen, hat Jules Janin gegen seinen Willen das Stück in Aufnahme gebracht. Gespielt wurde erträglich. Am besten war Fräulein von Sagn. Wir gehen deshalb nicht

auf eine genaue Kritik ein, weil uns das Stück ein zu unbedeutendes Fabrikat zu sein scheint. — Da es unzweifelhaft ist, daß der Intendanz eine Menge von Originalarbeiten vorliegen, von denen einige, wie es schon bekannt ist, bereits angenommen sind, so können wir unser Erstaunen über den Uebelstand nicht verbergen, daß man diese unglücklichen Uebersetzungen stets bereit ist aufzuführen, während die Werke deutscher Autoren immer wieder zurückgelegt werden. Wann wird man endlich einmal die Güte haben, auch deutsche Dichter zu protegiren? Sparsamkeit kann hier wohl kaum der Grund sein, da das Honorar bei uns bekanntlich sehr gering ist. Wir glauben auch nicht, daß das Theater bei diesen französischen Nachwerken größere Einnahmen hat, als bei der Begünstigung von Originalstücken zu erzielen wären. In der Oper hat der neue Heldentenor, Herr Ditt, früher in Breslau, debütiert, jedoch ohne bedeutenden Erfolg. Herr Ditt besitzt in der That eine schöne Stimme, weiter aber auch nichts. Die Kunst zu singen ist ihm gänzlich fremd, und wir zweifeln stark, daß jezt noch Singstunden, die er dem Vernehmen nach bei einem bekannten hiesigen Kritiker genommen hat, im Stande sein werden, das lange Vernachlässigte wieder gut zu machen, um so mehr, als das häufige zu tiefe Einsetzen auf einen Naturfehler, auf schlechtes Gehör schließen läßt. Außerdem ist Herr Ditt kein Jüngling mehr, obwohl hiesige Blätter ihn gern dazu machten; sein Spiel ist ganz ungeschickt und das eines Choristen. Wie Herr Ditt das Rollenfach Baders auszufüllen im Stande sein wird, sehen wir nicht recht ein. Der Mißgriff, den die Intendanz dabei begangen hat, daß sie Härtinger nicht engagierte, tritt immer deutlicher hervor; der Mangel eines Heldentenors wird um so fühlbarer werden, als zweite Partien glänzend durch Mantius und den bald eintreffenden Herrn Pfister aus Wien besetzt sind. Da wird es wohl nicht anders werden, als daß Herr Mantius alle großen Rollen singt; wir beneiden ihn nicht um dies Loos. Seine einst so schöne Stimme hat durch die häufige Aufführung der Hugenotten schon so sehr gelitten, daß sie jezt im Anfange fast immer heiser ist und erst im Verlaufe der Oper klarer wird; muß er auch andere Heldenpartien singen, so wird der Stern eines Sängers, der in der kleinen Oper so sehr glänzte, bald gänzlich erlöschen. — Herr Ditt scheint übrigens auch kein sehr großes Repertoire zu haben, da er bis jezt erst als Raoul in den „Hugenotten“ und als zweite Rolle als Gomez im „Nachtlager“ aufgetreten ist. Den Raoul sang er indeß noch besser als den Gomez, den er vielleicht erst hier einstudirt hat. Gomez ist indeß wohl keine Rolle für einen Heldentenor. Herr Ditt hat unter anderen Fehlern auch die unglückliche Manier, die Töne zu quetschen, so daß man nur zuweilen durch Zufall, wenn ihm ein Ton voll herausquillt, in Erfahrung bringt, daß eigentlich ein sehr bedeutendes Stimmmaterial vorhanden ist. —

Als neue Oper ist uns der „Wildschütz“ von Forging vorgeführt worden und hat gefallen. Die

etwas schlüpfrigen Situationen und Worte wurden durch die Darstellung hier noch ärger gemacht; namentlich sind es Fräulein Grünbaum und Herr Blume als Schulmeister und Braut, welche des Guten beinahe zu viel thun. Gespielt und gesungen ward sonst hinreichend; was Herrn Blume und Fräul. Grünbaum an Stimme fehlt, suchen sie durch Spiel zu ersetzen. Sehr brav sind Fräulein Tuszet und Frau Valentini als Baronin und Gräfin; namentlich ist das Spiel der Letztern vortrefflich; durchaus nicht karikiert, weiß es doch eine bedeutende Wirkung hervorzubringen. — Was die Musik anbetrifft, so ist sie wie in allen Opern des Componisten, zuweilen sehr hübsch, zuweilen sehr trivial. Ein Umstand ist uns namentlich bei der Einrichtung auf der hiesigen Bühne aufgefallen; nämlich unter der Dienerschaft, welche sich zur Anhörung der Vorlesung versammelt hat, befinden sich auch einige Schornsteinfeger in ihren schwarzen Ruchanzügen; ganz ohne gene treiben sie sich auf den Sesseln herum, welche die Herrschaft nachher einnimmt. Wir wünschten wohl zu wissen, in welchem gräßlichen Hause Schornsteinfeger als Bedienung gehalten werden und ob selbst in dem Falle, daß dies möglich wäre und vorkäme, dieselben sich in ihren Handwerkskleidern außer der Zeit, daß sie die Schornsteine kehren, unter den Domestiken herumtreiben und sogar es nicht verschmähen, so in die Zimmer der Herrschaft zu kommen? Wenn das libretto nach Kogebue's Anweisung diesen Umstand thörichter Weise beibehalten hat, so sollte die Regie Tact genug besitzen, solche unsinnige Geschichten wegzulassen. —

Die italienische Oper in der Königsstadt hat im Laufe der Vorstellungen den Erwartungen durchaus nicht entsprochen; theils sind die Forderungen durch Versprechungen und theure Preise überhaupt zu hoch gespannt gewesen, theils genügen die Mitglieder doch nicht so, wie man anfänglich gedacht hatte. — Der Sopran der Sgra. Malvani ist wohl hinreichend stark, spricht jedoch etwas schwer an; sie klingt, obwohl Fräul. Malvani, soviel wir wissen, nie sehr viel gesungen hat, matt und müde, vielleicht eine Folge falschgeleiteter Studien. Die Figuren kommen schwer und breit heraus; das Stirnrunzeln und Gesichtverziehen bei den hohen Tönen ist sehr störend und deutet darauf hin, daß diese hohen Töne Mühe machen. Für stark kolorirten Gesang eignet sich die Stimme gar nicht, dazu ist sie zu schwerfällig; deshalb war die Elvira in den „Puritanern“ bis auf das Duett im dritten Acte ganz schlecht; der Polacca mißlang durchaus. Uebrigens besitzt die Dame eine sehr schöne Figur; das Spiel ist indeß nicht von Bedeutung. Die Behauptung mancher Leute aber, daß Laura Assandri besser gewesen sei, ist eine falsche und beruht auf individueller Vorliebe; denn Fräul. Assandri hatte gar keine Stimme, bis auf ein paar hohe Töne, und ihr Spiel bestand in einer affectirten Armmalerei; sie gab nie etwas Ganzes, es war überall der Anfang, nie die Vollendung; die Leidenschaft kam nie zum Durchbruch; es wurde immer nur skizzirt.

**Sgra. Ersilia Ranzi, Primadonna.** Diese Dame kann einmal gut gewesen sein, obwohl sie nie zu den Sternen erster Größe gehört hat; jetzt ist sie schon zu alt. Sie besitzt eine bedeutende Rehfertigkeit, bildet indes den Ton immer mit einem Vorschlage, wohl aus Mangel an ursprünglicher Kraft. Man glaubt beim Ansage den Ton eines Brummeisens zu hören. Die äußere Erscheinung ist auch nicht angenehm: eine kleine fette Figur, dabei ein schlechtes Spiel mit sehr fatalen Handbewegungen. Bis jetzt hat sie nichts als die Antonina im „Belisar“ gesungen; sehr lächerlich war es immer, wenn sie mitten in der größten Wuth bei dem geringsten Beifalle schnell eine Verbeugung machte oder wohl gar Kußhändchen warf und dann wieder weiter raste. Wir hoffen, daß sie die so geschmacklose Manier ablegen werde. **Sgra. Pecorini,** die Sängerin, besitzt eine kleine, hübsche, frische Stimme und ein angenehmes Aeußeres, ist jedoch in jeder Beziehung zu sehr Anfängerin, um für Berlin genügen zu können, um so mehr als sie Rollen wie *Adalgisa, Irene* im „Belisar“ singt.

**Sgr. Ferrari Stella,** primo tenore assoluto, ist unstreitig das bedeutendste Mitglied der Gesellschaft. Wenn seine Stimme auch nicht groß ist, so ist sie doch sehr angenehm und gut geschult. Nur wenn die Stimme forcirt wird, so verliert sie den noblen Klang und wird rauh.

**Sgr. Capitini,** primo basso cantante, besitzt das größte Stimmmaterial, was wir je gehört haben, versteht aber gar nichts vom Singen; er glaubt, Alles durch Brüllen zwingen zu können, deshalb hat er es denn auch schon dahin gebracht, daß die Stimme den ersten Schmelz verloren hat und etwas schwer anspricht. Das Spiel ist hölzern und ungeschickt.

**Sgr. Bianchi,** primo tenore, ist krank und hat nur eine unbedeutende, jetzt noch dazu heifere Stimme, kann deshalb gar nicht in Betracht kommen.

**Sgr. Panzini,** basso profondo, besitzt eine gute, aber in der Tiefe nur schwache Stimme.

**Sgr. Grandi,** bullo, ist ein gewöhnlicher Possenreißer, gefällt jedoch.

**Sgr. Cavirani** ist ein recht guter zweiter Tenor.

**Sgr. Bién** hat eine hübsche Bassstimme, jedoch das albernste, häßlichste Spiel, was sich denken läßt.

Die Herren kleiden sich sämmtlich geschmacklos; die *Tricots* sitzen immer unordentlich. — Wir sehen, daß diese Oper, wenn sie auch nicht schlecht genannt werden kann, doch keineswegs Ansprüche auf den Titel einer vom ersten Range machen darf. Das Haus ist und bleibt leer, die Direction macht natürlich schlechte Geschäfte. Wenn sie wirklich so hohe Sagen zahlt, wie erzählt wird, so thut es uns leid; die hohen Preise werden durch die Leistungen durchaus nicht gerechtfertigt. Wir erlauben uns die Frage, warum *Mad. Garcia Viardot*, die, so viel wir wissen, wohl hätte gewonnen werden können, nicht engagirt worden ist? Warum hat man diese größte Sängerin der Jetztzeit nach Petersburg reisen lassen? Wir zweifeln nicht, daß sie die Oper durch ihr wunder-

bares Talent gerettet haben würde. — Ob *Sophie Löwe* kommen wird, wie es halb und halb versprochen worden? Wir zweifeln stark daran! Es war wohl nur ein Gruß! Doch müssen wir den Rath geben, sie, ist sie zu haben, für jeden Preis zu gewinnen; denn wie die Oper jetzt ist, wird sie nicht reussiren. Auch muß, da Herr *Bianchi* stets krank ist, noch ein Heldentenor engagirt werden, weil wir fürchten, daß Herr *Stella*, auf dem jetzt alle ersten Partien lasten, sonst auch ruinirt wird; und dann könnte man die Oper nur schließen. —

Die großen italienischen Opern pflegen auch große Ballets zu geben. Da der Mangel eines hinreichenden Raumes der Entfaltung des königl. Ballets Hindernisse in den Weg legt, so sollte die Direction des Königsstädter Theaters einmal in dieser Hinsicht einen Versuch machen. *Fr. Fanny Elsler* ist anwesend, vielleicht ist sie zu gewinnen. Das Auftreten dieser Celebrität wäre wohl im Stande, uns den wunderbaren und seltenen Anblick eines vollen königsstädtischen Theaters zu verschaffen.

Auch mit dem Einstudiren neuer Opern geht es sehr langsam. Wir bekommen nichts, als die ewige „*Lucia*“, den „*Belisario*“ u. zu hören. *Ricci's* mittelmäßige „*Chiara di Rosenberg*“ war das einzige Neue bis jetzt; in der künftigen Woche soll *Perold's* „*Zampa*“ in Scene gehen! Nichts als abgedroschenes Zeug. Wir müssen sowohl im Interesse der Direction, als auch zu Gunsten des Publikums den dringenden Wunsch aussprechen, daß größere Talente herberufen werden: diese Sänger werden Berlin nie entusiastmiren!

Im Uebrigen geht dies Theater seinen gewohnten Gang fort. *Beckmann*, der einzige *Beckmann*, wenn der nicht da wäre, so würde die Gesellschaft wohl immer vor leeren Bänken spielen. Der Mangel einer erträglichen Liebhaberin ist sehr fühlbar.

Jetzt produciren englische Künstler ihre Springestücke mit ziemlichem Beifalle.

Die öffentliche Aufmerksamkeit ist seit einiger Zeit durch ein Bild von *Cornelius*: „*Christus in der Borshölle*“, in Anspruch genommen worden. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß das Bild in jeder Hinsicht ein verfehltes sei; sowohl ist die Zeichnung fehlerhaft, als auch die Färbung ganz mittelmäßig. Auf die Details können wir hierbei nicht eingehen, da eine genaue Kritik eine diesen Bericht überschreitende Ausdehnung erhalten müßte. Herr von *Cornelius* ist nach Italien abgereist. Wir hoffen, daß er sich auf die Frescomalerei beschränken wird, wenn er nicht besser in *Del* arbeiten kann. *Graf Razynski*, der das Bild bestellt hatte, bezahlt es mit 5000 Rthlrn.! — Das Guldigungsbild, von den Ständen dem Könige geschenkt und von *Krüger* gemalt, ist in der Art gehalten, wie die bekannte *Parade* desselben Künstlers; d. h. die Gruppierung ist mittelmäßig, während die vielen Portraitähnlichkeiten angenehm überraschen; auffallend ist es, daß die Figur des Königs auf dem Bilde so sehr zurücktritt. Auf Kunstwerth darf auch dies Gemälde keinen Anspruch machen. — Die Saison der Concerte beginnt wieder.

Eins jagt das andere. Heute spielt Herr Briccialdi die Flöte (nebenbei gesagt, ein Künstler von bedeutendem Talente; wenn die Flöte nur nicht ein so unseliges Instrument wäre, so müßte er Aufsehen erregen); morgen findet eins zum Besten einer Schneiderfrau statt, deren Mann ermordet worden ist, dann kommt wieder eine geistliche Musikaufführung; so geht es in einem fort, ohne daß die Masse des Publikums bedeutenden Antheil daran nimmt. Ein Improvisator Hermann hat sich mit Glück vernehmen lassen. Doch geht das Alles so ruhig vorüber, ohne daß viel davon gesprochen würde. Wir sind in der That schon so übersättigt mit dergleichen Aufführungen und Productionen, daß wirklich etwas sehr Bedeutendes kommen muß, wenn mehr als nur oberflächliche Notiz davon genommen werden soll. Am meisten gefällt noch der bekannte Tanzcomponist Gungl aus Grätz, welcher in einem öffentlichen Saale mit einem kleinen, aber trefflichen Orchester Tanzstücke à la Strauß aufspielt. Jetzt beginnt derselbe eine Reihe von Concerten im Saale des Hôtel de Russie und es scheint, daß dieselben sogar von dem eleganten Berlin fleißig werden besucht werden. — Die Mitglieder des Studentenlesevereins, der neulich durch einen Erlass des Polizei-Ministers, weil verbotene Verbindungen aus ihm entstehen könnten, untersagt worden ist, obwohl der Minister des Kultus ihn zuvor erlaubt hatte, hat neulich den Entschluß gefaßt in einer letzten Auflösungs-sitzung, sich so viel als möglich dem Berliner Lesekabinete anzuschließen. Dies wäre für dasselbe ein sehr günstiger Umstand; denn leider hat dies Institut nicht den Anklang gefunden, welchen man in Berlin hätte voraussetzen sollen. Es steht zu hoffen, daß der Zufluß einer solchen Masse von neuen Mitgliedern auch einen günstigen Einfluß auf eine nicht unnöthige Reorganisation des Kabinetts nach besseren Prinzipien ausüben wird. Wilibald Alexis als Vorstand und Besitzer wäre wohl der Mann dazu, wenn der Anklang größer wäre, dem Institut eine genügende Einrichtung zu geben. — Schon seit längerer Zeit trägt man sich hier mit Gerüchten über bevorstehende Ministerwechsel, ohne daß angegeben werden könnte, woher diese Gerüchte stammen und ob etwas Wahres an ihnen ist. Herr Eichhorn soll abgehen und dem Herrn v. Caunitz aus Wien Platz machen; Graf

Arnim wolle sich, heißt es auch, auf seine Güter zurückziehen, um Herrn von Rochow wieder Platz zu machen. Als Grund wird hier Meinungsverschiedenheit mit einer hohen Person angegeben. Was an diesen Geschichten ist, muß die nächste Zukunft lehren. —

Dem Erscheinen der Landtagsabschlede sieht man täglich entgegen; der für die Rheinprovinz wird später erscheinen, da über die Fassung desselben verschiedene Ansichten laut geworden und die von einer sehr hohen Person verlangte strenge Abfassung auf Gegenvorstellungen gestoßen sein soll, welche hauptsächlich in einer dem Throne sehr nahe stehenden Person ihre Hauptstütze fanden. — Der abgelehnte Strafgesetzentwurf wird umgearbeitet, darauf den Ausschüssen vorgelegt und sodann für die ganze Monarchie als gültig publicirt werden. Die Veränderungen sollen sich so ziemlich auf eine theilweise Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit beschränken. —

Unter den literarischen Neuigkeiten nimmt das erste Heft des „Staates“, von Dr. Wöniger redigirt, einige Aufmerksamkeit in Anspruch; doch entspricht dasselbe nicht den Erwartungen, indem sich ein gewisses Schwanken in ihm bemerkt macht. „Ich wollte wohl, aber es geht nicht.“ Das Beste in dem Hefte sind die beiden ersten Aufsätze; von denen der zweite vom Herrn von Schomberg-Gervasi unterzeichnet ist, über Staatskontrolle und über Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens. In ihnen ist Alles frei und deutlich herausgesprochen, frisch von der Leber herunter; während namentlich im Aufsatze des Redacteurs selbst über die neueste militärische Duellgesetzgebung ein Liebedienern gegen die Regierung unangenehm auffällt. Uebrigens wird Herr Wöniger nie die beste Stellung der Kritik gegenüber haben; man verzeiht es ihm nicht, daß er sich als Haupt der Opposition hat ausrufen lassen, oder vielmehr ausgerufen worden ist, während man hier allgemein weiß, daß er unter dem Ministerium Rochow ein thätiger Mitarbeiter des Herrn St. Paul im Berichtungsbureau gewesen ist. B.

## F e u i l l e t o n .

Jul. Koffka's deutsche Theaterzeitung hat soeben die Probenummer ausgegeben. Der Prospect ist von Dettinger in der gefälligen, französisch leichten Manier geschrieben, welche den Verfasser zum gewandtesten deutschen Journalisten und Feuilletonisten gemacht hat. Ob freilich diese Eigenschaft gerade für das Programm eines deutschen Journals recht passe, möchten wir fast bezweifeln, bei diesen Gelegenheiten gilt es, dem deutschen Publikum ernst und eindringlich zuzusprechen, der Scherz prallt da gar leicht von dem Ernste des

deutschen Lesers ab. Die von Th. Drobisch gegebene Erzählung aus dem Leben L. Devrients ist unterhaltend, das Feuilleton mannigfaltig. Die Correspondenz aus Dresden entwickelt milde, von tausend Rücksichten geschwängerte Principien, daß ihre Fortsetzungen den Bühnenmitgliedern nur erwünscht sein werden. — Die Kritik hat aber nur einen, und zwar einen strengen Grundsatz: strenge Wahrheit. — Wir wünschen dem thätigen Redacteur einen günstigen Fortgang seines Unternehmens. 1.

Die Schwierigkeiten des Peel-Ministeriums mehren sich. O'Connell läßt mit seiner klassischen Ruhe und Kaltblütigkeit den Hochverrathsproceß an sich heraufbranden und wieder abfließen, und nun erklärt die „Times“ den Verein zur Aufhebung der englischen Korngesetze, gegen welchen hauptsächlich die Tory's dem Sir Robert Peel zur Regierung verholten, für eine neue Macht im Staate, der nicht mehr zu widerstehen, die nach England versetzt sei, wie das trojanische Pferd in die Mauern Troja's. Also hat der englische Premierminister mit zwei Aufhebungs-Vereinen zu kämpfen, dem einen zur Aufhebung der Einheit von England und Irland, dem andern zur Aufhebung der Korngesetze der englischen Lordschaft. Beiden muß er Zugeständnisse machen, und doch sind keine Zugeständnisse zu machen, die Bedingung, worunter die Lords ihn unterstützen.

14.

Dem deutschen Dichter H. Stieglitz, welcher auf dem Rücken eines Kameels Albanien durchzieht, hat die dortige Bevölkerung wegen seines schönen Bartes fast göttliche Ehren erwiesen. Man hielt ihn für einen Propheten, zumal da er seine deutschen Gedichte vorlas, die Niemand verstand.

In London wird jede Woche auf einem öffentlichen Plage eine große Lumpenmesse gehalten, wo sich 3—4000 Trödeljuden einfänden und die armen Irländer sich equipiren. In Deutschland, bemerkt dazu der „Morgenstern“, werden die Lumpengeschäfte mehr en détail gemacht. — Derselbe erzählt: Seife soll nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich gut sein. Ein alter Criminalist erzählt, daß ein Räuberhauptmann, der Seife gegessen, alle Schmerzen der Tortur, ohne zu zucken, ausgehalten habe, ja daß er während der Peinigung eingeschlafen sei. Als man ihm aber Wein gab — gestand er Alles. (Natürlich — in vino veritas!)

Die peruanische Regierung bezahlt ihre Schulden mit Mist-Guano.

Für die letzte Ausgabe von Goethe's sämtlichen Werken zahlte die Cotta'sche Buchhandlung 96,000 Thlr. Vor 13 Jahren darf keine neue Auflage veranstaltet werden.

Köln ist durch die rheinisch-belgische Eisenbahn zur Seestadt geworden; — überall findet man Muscheln und Austern und auf dem Fischmarke ist Ueberfluß an See-fischen. (Was der Dampf nicht thut!)

19.

Erblicher Adel. In einer unweit Dresden gelegenen Stadt wurde in gesellschaftlichem Kreise über

das Für und Wider der Adels-Erblichkeit gesprochen. Nach längerer Debatte begann ein junger Referendar: „Es scheint mir, daß ein Hauptmoment für die Erblichkeit des Adels jetzt außer Betracht geblieben. Sie geben zu, oder wir wollen wenigstens annehmen, daß der Adel für besondere, dem Vaterlande geleistete Dienste ertheilt wird. Da dient es nun gewiß zur Aufmunterung, sich in ähnlicher Weise auszuzeichnen, wenn die Erinnerung daran auf die Nachkommen übergeht. Das geschieht aber durch die Erblichkeit des Adels. Und deshalb achte ich sie für recht und billig.“ — Darauf eine junge Dame: „Man sagt, ein Hauptzweck bei Bestrafung der Verbrecher sei die Statuirung eines Exempels oder Abschreckung von Verbrechen. Da dient es nun gewiß zu sicherster Erreichung dieses Zweckes, wenn die Erinnerung, daß dieser oder jener wegen verübten Mordes hingerichtet worden ist, bei den Nachkommen lebendig erhalten wird. Das beste Mittel hierzu aber wäre genau dasselbe, welches der Herr Referendar . . . . in Bezug auf dem Vaterlande geleistete Dienste in der Erblichkeit des Adels findet. Er läßt deshalb die Kinder und Enkel adeln, ich lasse deshalb die Kinder und Enkel köpfen.“ — „Das wäre ein Beitrag für's Feuilleton der Abend-Zeitung,“ sagte ich, und die junge Dame gestattete, daß ich ihn absende.

4.

Waterländische Sprachforschung. Nachdem ich in verschiedenen sächsischen Volksblättern meine neue Ansicht über Abstammung der Worte Sachsen, Wenden, Collm u. gab, füge ich hier die sprachschöne Deutung vom Hause Wettin für Vaterlandsfreunde hinzu. Ebenso wie das Wort Sachsen sich nächst den von mir gegebenen Erklärungen von sakin, fest, dauerhaft, unerschütterlich (woraus Sachsen entstand), oder von saki, seki, ausgezeichnete Seelenkräfte, also Sachsen, die Geistesstarken, ableiten läßt, so trägt Wettin die vielfach verwandte Bedeutung einer edlen Bestimmung in sich. Wettin ist in engem Verwandtschaftsgrade mit dem schwedischen vet, wissen, vett, Verstand; dem holländischen wet, Gesetz, Recht, weten, wissen, lernen, verstehen, erkennen; dem arabischen weten, das Vaterland; dem persischen bedin, dieser da ist's, mit diesem (erreicht man das Ziel), le voici, la voilà; dem polnischen wiedz, eo, wissen, wiedza, das Wissen. Wettin heißt also: der Weise, der Gerechte, der Vaterlandsfreund, der Patriot, der gute Minister, und nach allemannischer Mundart ist Wettin das: gued-din, d. h. der gute Diener; ja es dürfte aus demselben Sprachstrome, woraus das Wort Wenden zusammengesluthet ist, gebildet worden sein, nämlich aus dem schwedischen vān, der Freund.

17.